

„Unvermischt und ungetrennt“ – oder wie man als Teil des Ganzen ein Gegenüber sein könnte

Vortrag beim Neujahrsempfang
des Bistums Magdeburg am 7.2.2004

Eberhard Tiefensee

Der Titel enthält Metaphern, die zur Meditation anregen wollen. Eigentlich geht es um das Verhältnis von Kirche und Welt – hier und heute oder immer schon: Wie kann man als Teil des Ganzen ein Gegenüber sein?

„Unvermischt und ungetrennt“ – Das Zitat ist einem hochkarätigen dogmatischen Text entnommen: dem Glaubensbekenntnis des vierten ökumenischen Konzils von Chalkedon im Jahr 451, das ich hier in Auszügen wiedergebe: „In der Nachfolge der heiligen Väter ... lehren wir alle übereinstimmend, unseren Herrn Jesus Christus als ein und denselben Sohn zu bekennen: derselbe ist vollkommen in der Gottheit und derselbe ist vollkommen in der Menschheit; derselbe ist wahrhaft Gott und wahrhaft Mensch aus vernunftbegabter Seele und Leib; derselbe ist der Gottheit nach dem Vater wesensgleich und der Menschheit nach uns wesensgleich, in allem uns gleich außer der Sünde (Hebr 4,15); ... ein und derselbe ist Christus, ... der in zwei Naturen [gemeint: der göttlichen und der menschlichen] unvermischt, unveränderlich, ungetrennt und unteilbar erkannt wird, wobei nirgends wegen der Einung der Unterschied der Naturen aufgehoben ist, viel-

mehr die Eigentümlichkeit jeder der beiden Naturen gewahrt bleibt und sich in einer Person ... vereinigt.“ Ein schwergewichtiger Text, beschreibt er doch auf seine Weise das tiefste Geheimnis des Christentums: Gott wird Mensch – unvermischt und ungetrennt. Als Meditation über das Geheimnis der Fleischwerdung (der Inkarnation) ist diese Aussage – so meine ich – ein Leitfaden aller Überlegungen über das Verhältnis der Kirche, wenn sie sich weiterhin christlich nennen will, zur Welt. Ich habe diesen Leitfaden durch eine Formel oder eher eine Frage ergänzt: Wie kann man als Teil des Ganzen dessen Gegenüber sein?

Sie stehen am Ende eines langen und mühseligen Prozesses, des Pastoralen Zukunftsgespräches. Schon vom Namen her ist das Ende ein Anfang, nämlich der erste Schritt in die Zukunft der Seelsorge in dieser Region. Ich werde Sie nicht mit einer Analyse der verabschiedeten Texte konfrontieren: die werden sich in der Zukunft bewähren oder nicht. Ich möchte sie lieber in eine Art Galerie einladen, in der es auch einmal ein paar Schlagworte aufzunehmen gilt, die je nach Belieben weitergesponnen oder wieder entsorgt werden können, wenn sie nicht hilfreich sind. Mit anderen Worten: Ich möchte Sie ermutigen, das begonnene Gespräch fortzuführen, denn – so denke ich – Sie alle gehen aus diesem Gesprächsprozess mit mehr Fragen als Antworten hinaus und tragen diese nun in ihre Umgebung. Einfacher ist es dadurch wahrscheinlich nicht geworden. Aber dass es in Zukunft einfach wird, hat uns ja auch niemand verheißen.

Rückblick nach vorn

Mein Heimatbistum Dresden-Meißen gedenkt in diesem Jahr des 100. Geburtstages von Bischof Otto Spülbeck. Ich bin ihm wahrscheinlich Anfang der sechziger Jahre erstmals näher begegnet. Er kam zur Visitation nach Leipzig. Meine Mutter war eine mutige Frau,

sie nahm mich und meinen Bruder an diesem Tag aus der Schule, damit wir beim Vormittagsgottesdienst als Ministranten zur Verfügung ständen – es war in den 60er Jahren, wo solche Aktionen bei Lehrern und Direktoren nicht gerade beliebt waren. Als der Bischof mit seinem Auto vorfuhr (es war kein Trabant und er fuhr natürlich auch nicht selber), schritten wir ihm samt Pfarrer in voller liturgischer Montur entgegen. Bischof Spülbeck – eine Gestalt von durchaus barocker Statur – entstieg ebenfalls im bischöflichen Ornat, nämlich angetan mit rotem Talar und Rochett, dem Fahrzeug, und wir verschwanden in der Kirche, wo wenig später der Gottesdienst begann. Ich habe noch heute die verdatterten oder amüsierten, vielleicht auch etwas zornigen Gesichter der Leute im Gedächtnis, die an der Straßenbahnhaltestelle warteten und dieses Schauspiel vorgeführt bekamen. Ihr Blick verfolgt mich in gewisser Weise bis heute. Man muss nämlich zur Erläuterung hinzufügen, dass das Kirchgebäude, aus dem wir kamen und in das wir dann mit dem Gast einzogen, eine schlichte Erdgeschosswohnung war, in der drei größere Zimmer zu einer Kapelle verbunden waren. Im mittleren Zimmer stand der Altar an der Fensterwand, so dass immer etwa zwei Drittel der Gemeinde in den Nachbarräumen von der Liturgie nichts zu sehen bekamen. Unser feierlich gewandetes Empfangskomitee trat dementsprechend aus einem ganz gewöhnlichen Hausflur aus einer Haustür inmitten einer beliebigen Leipziger Häuserzeile auf die Straße, die nach einem großen Arbeiterführer benannt war und ... das übrige habe ich beschrieben.

„Ein Haus voll Glorie schauet weit über alle Land!“ Da denkt man vornehmlich an den Dom in Erfurt, der mit seiner Nachbarkirche auf einem imposanten Hügel an exponierter Stelle mitten in der Stadt liegt. „Ein feste Burg ist unser Gott!“ Da stellt sich doch eher die Vorstellung eines Areals ein, inmitten des Dorfes vom Turm überragt und von einer hohen Friedhofsmauer umgeben. Aber ist nicht die Kapelle im normalen Mietshaus einer beliebigen Großstadtstraße die eigentliche Konstellation, in der sich die Kirche inzwischen befindet?

Die Bibel ist heute ja auch nicht mehr das Prachtexemplar, das an herausragender Stelle in der Wohnung plaziert ist, sondern ein Buch wie jedes anderes, das sich in den Bibliotheken und Buchhandlungen zwischen recht seltsamen Nachbarn befindet: Esoterik, Sammlungen von Sagen und Mythen der Völker, Märchenbüchern. Bischöfe und Kardinäle finden sich in Talkshows wieder, die noch ganz andere Exoten zu ihren Gästen zählen. Theologie ist an der Universität, in die wir in Erfurt zu Beginn des letzten Jahres eingezogen sind, eine Fakultät neben anderen: Erziehungswissenschaft, Staatswissenschaft, Philosophie. Religion ist ein Kulturphänomen wie Wissenschaft und Bildung, Kunst und Sport. Die gleichen Buchstaben, die das Wort Gott bilden, stecken auch in den Worten Geschirrspülautomat oder Touristikangebot. Sie können das Spiel selber fortsetzen. Immer steht die Frage im Raum: Wenn Kirche und das, was sie bezeugt, einfachhin Teil des Ganzen ist – in einer Reihe mit ihm –, wie kann dann ihr Anspruch aufrechterhalten und verdeutlicht werden, etwas Eigenes zu sein, ja mehr: etwas, was dem Ganzen noch einmal gegenübersteht und es übersteigt, es noch einmal aus einer eigenen Perspektive überschaut? Auch wenn ich vielleicht etwas holzschnittartig in meiner Charakteristik bin: Die Kirche verstand sich doch in der Gesellschaft bisher eher als ein staatsähnliches Gebilde gegenüber dem weltlichen Staat: Civitas Dei, wie Augustinus sagte: Gottesstaat. Die Beziehungen waren und sind eher die von zwei politischen Großsystemen, die stellenweise um Ressourcen und Einflussphären konkurrieren und das Ganze durch kluge Verträge zwischen „Thron und Altar“ zu regeln versuchen. Je nachdem, in welchen Teil Europas oder der Welt man kommt, finden sich eher Kirchen, die hintergründig den ganzen Staat steuern und beeinflussen (wie bis vor nicht langer Zeit in Spanien) oder die sehr komplizierte Verhältnisse aufgebaut haben und den Staat z. B. ihren Unterhalt kassieren lassen (wie in Deutschland) oder wo eine strikte Trennung zumindest versucht wird (wie in Frankreich). Inzwischen macht aber ein neues Wort Karriere, und deshalb denke ich,

dass wir eine neue Situation haben: das Wort von der „Zivil-“ oder besser „Bürgergesellschaft“. Was soll das bedeuten? Neben dem Staat und der Wirtschaft taucht ein schwer zu beschreibender und durchaus auch unterschiedlich zu beurteilender Mitspieler auf, der Träger von gesellschaftlichen Interaktionen wird, der sich als Öffentlichkeit etabliert zwischen Staat und privater Lebenswelt und angesichts der Ohnmacht von Wirtschaft und Staat (man denke hier besonders an den Wohlfahrtsstaat) sozusagen einen „dritten Sektor“ bildet – wenn man hier überhaupt von einem einheitlichen Sektor sprechen kann –: basisdemokratisch, liberal bis liberalistisch, sich vor allem in Netzwerken, Initiativen, eigenverantwortlichen Zusammenschlüssen organisierend, im pluralen Mit- und Gegeneinander von Gruppen und Grüppchen ein freies Spiel der Kräfte entfaltend, in einer gewissen Ambivalenz zu allen Institutionen stehend, die er teils selbst bildet, teils kritisch bekämpft, teils als Unterstützung braucht.

Ist die Kirche in diesem neuen Spiel von Initiativen, Vereinen, Verbänden, Gruppen, Netzwerken, Bewegungen nur eine „bestimmte“ Assoziation unter anderen oder auch eine „besondere“ Assoziation, und zwar nicht einfach so besonders wie jede Vereinigung jeweils irgendwie besonders ist, sondern allen diesen noch einmal vorgeordnet, übergeordnet, gegenübergestellt? Muss sie das sich allgemein entfaltende Spiel, dieses Markttreiben auf den heutigen öffentlichen Plätzen (seien es die Medien, die Beratungsgremien, die Werbeplätze etc.) mitspielen oder sollte sie es vor allem begutachten und zu steuern suchen oder sogar nötigenfalls radikal aussteigen?

Ich bin der Meinung – und der Titel des Vortrags deutet es an: Kirche ist sowohl Teil der Zivilgesellschaft als auch ihr Gegenüber. Aber was heißt das konkret? Das bedeutet zunächst, dass sie sich nicht mehr als staatsähnliche Institution begreifen kann, sondern – weil sie weder Staat noch Wirtschaft ist – eher zu diesem „dritten Sektor“ Bürgergesellschaft gehört. D.h. dass sie sich in einem zunehmend unübersichtlichen Geflecht von Gruppen- und Interessenvertretungen posi-

tionieren muss – z. B. auf dem „Markt der Religionen“ oder dem „Markt der Rituale“. Andererseits beansprucht sie aber – und das sollte sie weiterhin tun –, diesem Sektor auch gegenüberzustehen. D.h. sie sieht sich mit einem eigenen Bereich „Bürgergesellschaft“ als Gegenüber konfrontiert.

In dieser komplizierten Lage muss sie nach ihrer Gestalt und nach ihrem Auftrag fragen: Es ist das ewige Spiel von Differenz und Identität, Offenheit und Profil, Mode und Exotik, Konzentration und Ausstrahlung, Widerstand und Anpassung, Streit und Dialog, Aktion und Kontemplation. Wenn Kirche der Zivilgesellschaft einerseits gegenübersteht, andererseits Teil von ihr ist, ist sie kraft Sendung einerseits Impulsgeber quasi von außen, andererseits Teilnehmer eines „Markttreibens“, in dem es – so das geschärfte Bewusstsein unserer Tage – vor allem um Einfluss und Macht geht.

Einsicht von außen

Jetzt gibt es allerdings Probleme mit der Wahrnehmung: Wir nennen die Kirche Leib Christi, Braut des Heiligen Geistes, Volk Gottes. Wir sehen uns in die Welt gesandt als Zeugen des Reiches Gottes, als Jünger Jesu Christi mit dem Auftrag der Liturgie, der Diakonie, der Martyria (des Zeugnisses). Kirche möchte Anregungen geben, Initiativen anstoßen, nötigenfalls Missstände korrigieren. – Setzen wir uns dagegen die Brille eines Außen-Betrachters auf, ergibt sich ein anderes Bild: Kirche wird von außen wahrgenommen als eine „weltanschauliche Tendenzgemeinschaft“, die inzwischen eher am Rand der Gesellschaft angesiedelt ist und besonders in unserer Region die Größenordnung einer beliebigen Sekte in der Großstadt oder die der Freiwilligen Feuerwehr auf dem Dorf hat. Von dieser Randposition aus darf sie als Reparaturbetrieb agieren, wenn andere Teilsysteme des gesellschaftlichen Ganzen in Schwierigkeiten geraten: Telefonseel-

sorge, Schwangerenberatung, Seniorentreffs. Wenn sie dem entgegen trotzig zentrale Aufgaben anstrebt – also als Betreiber von Kindergärten, Schulen, Sozialstationen, Krankenhäusern auftritt – wird das nur toleriert, wenn sie dabei nicht allzu mächtig wird. Denn natürlich wird sie von außen auch, wenn nicht sogar vor allem, als Machtfaktor wahrgenommen. Deshalb wird nicht gefragt: Stimmt es, was der Papst, der Bischof, der Pfarrer, der Christ in der Firma sagt, sondern: Was will er damit erreichen? (Sie kennen ja die Doppeldeutigkeit der Aussage: Ich will doch nur dein Bestes. Das Gegenüber antwortet: Genau das würde ich gern behalten.) In der Fremdwahrnehmung ist Kirche also etwas anderes als in der Eigenwahrnehmung.

Diese Schilderung ist selbstverständlich viel zu einfach: Die genannten Wahrnehmungen sind nämlich mehrfach ineinander gebrochen: So zeigt sich Kirche auch in der Fremdwahrnehmung als eine Lebensform eigener Sorte (wenn eben z. B. Ordensschwwestern sich im Bus durch eine ansonsten areligiöse Umgebung bewegen oder eine Papstmesse im Fernsehen übertragen wird), andererseits ist sie auch in der Eigenwahrnehmung der Mitglieder kaum unterscheidbar von anderen sozialen Gebilden (sobald man an die Diskussion über die kirchliche Finanzlage oder über mehr Demokratie in der Kirche denkt).

Geben wir uns also keinen Illusionen hin: Diese sicher nicht ganz neue, aber sich verstärkende zivilgesellschaftliche Herausforderung betrifft zunächst die Gestalt von Kirche in sich. Sie ist intern dann mit ähnlichen Problemen konfrontiert wie der Staat bzw. die Wirtschaft: Die wissen nämlich nicht, ob sie solche bürgergesellschaftlichen Tendenzen in sich unterstützen, vielleicht sogar anregen oder besser doch bremsen sollen. Bürgergesellschaft heißt ja: mehr Engagement – aber auch mehr Pluralität; heißt: mehr Eigeninitiative – aber auch mehr Eigensinn; heißt: mehr Entlastung für die zentralen Strukturen – aber auch mehr Ärger, weil das Ganze schwerer regierbarer wird.

Ich prognostiziere dennoch, die Kirche wird fast zwangsläufig die eher zivilgesellschaftliche Gestalt der Umgebung annehmen, was sich

ja jetzt schon an der zunehmenden Einpflanzung quasidemokratischer Elemente wie Pfarrgemeinderat, Bischofssynoden und nicht zuletzt am Pastoralen Zukunftsgespräch ablesen lässt. Denn jahrtausendlang lebte die Kirche inmitten einer monarchisch organisierten Gesellschaft, deren Bild die Pyramide war (Kaiser, König, Edelmann, Bürger, Bauer, Bettelmann). In gewisser Weise spiegelte sie in sich diese Umgebung wieder (Papst, Bischof, Pfarrer, Christ) – wohl stärker, als ihrem eigentlichen Wesen entspricht. Nun aber wachsen die Schwierigkeiten: Wie definiert sich kirchliches Handeln als kirchliches, wenn nicht Bischof oder Pfarrer, sondern zivilgesellschaftliche Initiativen agieren (z. B. die Schwangerenberatung) oder wenn Verbände sich äußern usw.? Wer redet dann für wen?

Auch „nach außen“ wird sich Kirche vermutlich zunehmend als Teil der Zivilgesellschaft positionieren. Kirche wird nun einmal als Religions- und als Moral-„Agentur“ wahrgenommen; in diesem Feld erscheint sie inzwischen nur noch als ein Akteur unter vielen anderen: Wer organisiert heute z. B. nicht alles Beerdigungen und Hochzeiten? – Wie geht die Kirche mit der wachsenden Konkurrenz auf diesen Gebieten um? Oder wie verhält sich die Kirche zu den Medien? Soll sich, muss sich Kirche mit ihnen verbünden – und wie weit darf sie sich auf deren Spielregeln (nämlich alles nach „interessant – uninteressant“ zu beurteilen) einlassen?

Wie also stellt sich die Kirche zur Gesellschaft, in der sie lebt? Wie – das heißt nach dem Gesagten zweierlei: Auf „welche Art und Weise“ agiert sie in der Gesellschaft, und „welche Gestalt“ nimmt sie dabei in sich an? Dass Kirche nicht einfach in der Gesellschaft aufgehen sollte, muss wohl nicht lange diskutiert werden: Die Gesellschaft braucht nicht eine Verdoppelung von sich selbst im Kleinen, die dann ununterscheidbar im Ganzen verschwindet, weil sie macht, was alle machen – nur vielleicht etwas weniger professionell.

Sollte sich Kirche deshalb eher als „Kontrastgesellschaft“ etablieren? Nach innen und nach außen etwas ganz anderes, ja sogar etwas gegen

alles andere darstellen? Die Idee, die Brücken hochzuklappen und seinen eigenen Bereich nach eigenen Vorstellungen zu modellieren, hat etwas Bestechendes. Wahrscheinlich kommen von dieser Faszination her die Versuchungen zum Fundamentalismus und zum Rückzug ins Private, die wir allenthalben feststellen. Anderssein und Kontrast wird dann aber zum sozialen Aussteigertum, zum Rückzug in die Idylle der Gleichgesinnten, zur selbsterrichteten Gegenwelt, in der das eigene Glück leichter zu suchen und zu finden ist. Hier entsteht eine paradoxe Situation: Würde Kirche sich in dieser Weise als „Kontrastgesellschaft“ verstehen, wäre sie eben kein Kontrast zur Gesellschaft, sondern deren Widerspiegelung: Schwarz-Weiß-Denken, Rückzug, Privatisierung gibt es ja allenthalben, der einzige Unterschied wäre nur, wir täten es aus religiöselitärem Denken heraus, was andere aus anderen Gründen tun.

Dieser Weg dürfte also nicht gangbar sein. Denn der Differenzierungsprozess der Moderne und Postmoderne lässt sich nicht umkehren. Die Konfrontation der großen Blöcke, die Zeit der großen, klar sichtbaren Einheiten ist wohl unwiderruflich vorbei. „Gegen die Realität gibt es kein Wünschen, sie stellt Aufgaben. Die Moderne und Postmoderne ist nicht etwas, das man ‚widerlegen‘ kann: Man kann in ihr bestehen oder scheitern.“ (R. Bucher) Geben wir doch zu: Die sich herauskristallisierende Bürgergesellschaft hat ja durchaus auch ihre charmanten Züge: dass sich neue Netzwerke bilden, in denen im Unterschied zu früher nicht pyramidenähnlich eine Stelle dominiert, oder dass eine Idee mit zweifelhafter Legitimation herrscht, sondern Mediatoren (Vermittler) kleinteilig und geduldig daran arbeiten, mit einer – jetzt rede ich vom christlichen Standpunkt aus – von Gottes Barmherzigkeit und dem Gebot der Nächstenliebe (und eben nicht Menschheitsliebe – das ist 19. Jahrhundert) motivierten engagierten Gelassenheit von Punkt zu Punkt, Knoten zu Knoten Verbindungen zu schaffen, Transversalen (wie die Eisenbahn zwischen den Städten) zu ziehen, welche letztlich das Ganze zusammenhalten.

Überblick von unten

Kinder sind oft treffsicher in ihren Äußerungen und stellen dann fast so etwas wie die Stimme Gottes dar. Eines kommentierte das Fest Christi Himmelfahrt wie folgt: „Da hat Gottvater sicher zu Jesus gesagt: Ab jetzt bleibst du aber hier, damit dir nicht wieder etwas passiert.“ Ich denke, der kindliche Kommentar markiert den entscheidenden Punkt: „damit dir nicht wieder etwas passiert“ – die ewige Sehnsucht nach Sicherheit. Nehmen wir doch einmal das Wagnis auf uns, suchen wir das Gespräch der heiligen Dreifaltigkeit zu belauschen. Was werden sie sagen, die göttlichen Drei, im Blick auf unsere Situation, was werden sie beschließen, was werden sie als Nächstes tun?

Gott zieht sich nicht in die Sicherheit und ins ferne Schweigen zurück! Die göttliche Dreieinigkeit würde uns deshalb auffordern, unsere Geburtsurkunden herauszunehmen, sie gründlich zu studieren und den gegebenen Auftrag zu rekonstruieren. Zum Beispiel in Galater 4,4-5: „Als aber die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einer Frau und dem Gesetz unterstellt, damit er die freikaufe, die unter dem Gesetz stehen, und damit wir die Sohnschaft erlangen.“ – Die Zeit ist offensichtlich wieder einmal reif! Aber wie soll Kirche das leben: dem Gesetz unterstellt? Wie alle anderen: der Kegelklub, der Freidenkerverband, die Deutsche Bahn AG? Auf welche Privilegien, auf welche Art von Anderssein müsste Kirche also verzichten, um diese göttliche Bewegung des Abstiegs, der „Kenosis“, nachzuvollziehen? Und wie geht das dann: Freikaufen, befreien, die unter dem Gesetz stehen? Nicht Sklaven zu schaffen, Geängstete und Gejagte – sondern Söhne, Töchter, Erben, Menschen auf Augenhöhe Gottes? Wie also sich hineinbegeben in das zivilgesellschaftliche Spiel – ungetrennt, aber auch unvermischt; mittendrin und doch anders? Aber eben nicht anders, wie in einer pluralen Gesellschaft alle irgendwie anders als alle anderen sind, sondern „anders anders“: Mittendrin und doch ganz anders? Wir beten es jedesmal im vierten eucharistischen

Hochgebet, und das Konzil von Chalkedon zitiert diese Aussage des Hebräerbriefes (siehe oben): „In allem uns gleich, außer ...“ Was müsste jetzt nach dem „außer ...“ kommen, wenn wir auf die Kirche in der Gesellschaft schauen? Dürfen wir das fragen, bevor uns klar ist, was „in allem uns gleich“ für die Kirche heute heißt?

Wenn wir uns weiter Christen nennen wollen, müssen wir also unsere Geburtsurkunde neu buchstabieren, immer wieder: die Fleischwerdung des Wortes Gottes, die Inkarnation, die in unserer Umgebung heißt: Inkulturation.

Vielleicht wird Kirche in der Zivilgesellschaft so etwas wie die „Bürgerinitiative des Heiligen Geistes“. Dieser tastende Begriff stammt von dem Kölner Sozialethiker Hans-Joachim Höhn. Bürgerinitiative des Heiligen Geistes heißt zunächst, dass Kirche eine Wirklichkeit repräsentiert, die in ihr unüberbietbar präsent ist – präsent sein muss –: den Heiligen Geist. Eine Wirklichkeit, die aber die Kirche zugleich übersteigt, denn der Geist weht bekanntlich, wo er will. Bürgerinitiative des Heiligen Geistes heißt auch: Sie ist von ihm in Gang gebracht und nicht eine Initiative von Gleichgesinnten oder sogar ein Familienunternehmen, in das man einfach hineingeboren wird. Doch ist sie eine Bürgerinitiative: Kirche wird sicher eine Institution bleiben, aber sie muss auch „kampagnenfähig“ sein, „etwas lostreten“ können. Sie muss zur „Gegen-Öffentlichkeit“ werden, d. h. eine Gegen-Welt; aber entgegen einer verbreiteten Nischenmentalität eben als eine Öffentlichkeit. Ihre alternative Lebenspraxis ist nicht Selbstzweck, sondern hat eine kommunikative Absicht, sie sucht wie jede Bürgerinitiative die Öffentlichkeit. Sie stellt eine exemplarische, eine beispielhafte Alternative dar: Sie will etwas entwickeln, vorleben, provozieren. Wie anders kann, wie anders sollte Gesellschaft gehen? Diese Gegen-Öffentlichkeit nimmt die gesellschaftlichen Probleme ebenso wie die Probleme des privaten Lebensbereiches auf, sie „kondensiert“ sie, leitet sie lautverstärkt wieder weiter an die Öffentlichkeit und stellt sich dabei dem Markttreiben der Meinungen und Aktivitäten. Nur in die-

sem kommunikativen Geflecht kann sie ihre Botschaft „landen“, indem sie Teil ist und doch Gegenüber.

„Dem Gesetz unterstellt“, „in allem den Menschen gleich, außer ...“ Fängt unsere Geburtsurkunde wieder an zu sprechen, zu provozieren? In dieser Geburtsurkunde steht auch: „Salz der Erde“ sollen wir sein. Unvermischt und ungetrennt? „Salz ist“, so sagt der Tübinger Theologe Ernst Jüngel, „kein Lebensmittel, das man um seiner selbst willen genießt. Es ist nicht selber Speise, sondern man fügt es den Speisen hinzu. ... Wollte hingegen jemand auf den Gedanken kommen, Salz als Selbstzweck und also selber als Speise auszugeben, so würde die Reaktion derer, die darauf hereinfallen, alsbald jeden überzeugen, dass Salz als Speise genossen ungenießbar ist: man würde spucken.“ Kirche ist als Salz der Erde nicht Selbstzweck, sie hat die Aufgabe des dienenden Einsickerns – und Umgestaltens! Wiederum tastend könnte man heute von „kultureller Diakonie“ als „Grundvollzug“ der Kirche sprechen – Grundvollzug, weil sich daraus alle anderen Formen von Diakonie ableiten. Wie Salz in ganz verschiedene Speisen hineinwirken kann und muss, ist Kirche sozusagen eine „Querschnittinitiative“, die alle Teilsysteme durchzieht – nicht selten in ihnen verschwindend. Unsichtbar vielleicht wie diejenigen, die unorganisiert sind und in der neuen Bürgergesellschaft am Rand stehen, die als Opfer, als unpolitische Betroffene kein Machtfaktor sind, aber einen Anwalt brauchen, der ihnen nahe ist. Vielleicht hat die göttliche Dreifaltigkeit beschlossen, dass wir zwischen ihnen Platz nehmen. Das wäre nicht sehr komfortabel, aber sollte die Kirche in unserer Region einmal dorthin geführt werden – wäre dieser Platz für sie so falsch?

*Prof. Dr. Eberhard Tiefensee ist Inhaber des Lehrstuhls
für Philosophie an der Katholisch-Theologischen Fakultät
der Universität Erfurt.*